

Literarische Fragmente: Friedhöfe der toten Bäume

Es ist Mittwoch, der 25. März 2015. Oder Freitag, der 26.? So genau weiß ich es nicht, während ich mich auf den Weg zu den Friedhöfen der toten Bäume mache und den steilen Arroyo seco, den trockenen Weg, in die Berge aufsteige. Seit Wochen ist es heiß und trocken, der heißeste März seit den meteorologischen Aufzeichnungen in Kuba, eine Auswirkung des Klimawandels.

Der Weg durchschneidet zwei geologische Schichten: im unteren Teil den hellgelben eozänen Kalk, 40 Millionen Jahre alte einstmals zweitausend Meter tiefe Meeresablagerungen, den oberen Teil markieren Orpholiten, ein viel älteres tiefblaues vulkanisches Gestein, das sich zum Pinaresgebirge auftürmt, eintausend Meter über dem Meeresspiegel.

Gegen die Hitze habe ich die Schirmmütze,

la gorra, tief in die Stirn gezogen, dazu meine tiefblau getönte Sonnenbrille aufgesetzt, den Kragen des Hemdes zum zusätzlichen Schutz des Nackens gegen die Sonne aufgeschlagen, die Arme und die Ohren mit dem Rest des kolumbianischen Sonnencrems eingerieben, Faktor 40, ein Astronaut auf Exkursion in den Orbit aus seiner Weltraumkapsel, und doch nicht genügend geschützt vor den Strahlen, die die Nieren belasten.

Der letzte Regen vor einem halben Jahr

haben tiefe Furchen in den Weg geschnitten. Links und rechts türmen sich die alten Hecken auf, eine undurchdringliche Gewächsmauer aus Kakteen und Gebüsch des nahen Urwaldes, die den Wind abhalten und die Hitze aufstauen. Das Land im Osten Kubas haben die Kleinbauern in eine kleinzellige Heckenlandschaft wie in Südengland eingeteilt, jedes Feld vor den gefräßigen Herden von Ziegen und Schafen geschützt, die die kleinste Lücke zum Abgrasen ausnutzen, kein Vergleich mit der freien Landschaft Bayerns südlich der Donau, wo ich noch vor Wochen meine Skispur ungehindert über den Schnee der Hügel und Täler zog. Die Trockenheit hat die Gräser verdorrt, und die hungrigen Herden unseres Nachbarn Chicho über unseren Garten herfallen lassen, bis nach einem Kampf um nuestro territorio wir die letzten Lücken in den Zäunen schließen konnten, eine mühselige Arbeit gegen die Herde, deren Blöken uns bis in unsere Träume begleitet.

Unser Land – nuestro territorio.

Bevor die unfruchtbare Vulkanerde beginnt, eröffnet sich eine Öffnung in dem Gestrüpp, und ich trete aus der Gasse heraus auf das Tabakfeld von Carlito. Trostlos der Anblick. Kleine, verkümmerte Pflanzen, das Gegenteil zu den großen bewässerten Tabakpflanzen in Pinar del Rio, dem Weltzentrum des Tabakanbaus, wie es in den Noticieros heißt, den Nachrichten des Fernsehens. Im Vorgriff auf die Öffnung des amerikanischen Marktes sind um Mayari im letzten Jahr viele Tabakfelder wieder unter den Pflug genommen und viele Vegas aus Palmenmaterial und Baumholz zum Trocknen der frisch geernteten Blätter errichtet worden. Carlito hat sich vergriffen. Hier oben kann er keine Wasserleitungen installieren, die das Wasser aus der Niederung nach oben leiten.

Rieche, wie würzig die Blätter sind, sagt er und reibt die welken Blätter mit seinen Fingerspitzen und hält sie mir unter meine Nase.

Ein kleiner Trost für dich. In kleinen Blättern speichert sich das Nikotin besser, sage ich. Er nickt.

Das war vor ein paar Tagen, als ich ihn vor seiner Vega antraf, zwei der Tanten standen vor der Tür, die in den hallenartigen Raum führte. Sie wollten sich ein paar Pesos durch das Aufziehen der Blätter auf festen Schnüren verdienen, um sie in dem Raum der Vega aufzuhängen und zu trocknen, aber es gab keine Arbeit für sie. Das war vor einigen Tagen, und nun frage ich mich: Was suche ich hier oben am Rande des Tabakfeldes? Die Antwort kommt sofort. Mit meinem Stock schabe ich die tropisch-rot verwitterte Kalkerde zur Seite und hebe eine lange, symmetrisch geformte, hellgelb patinierte Spitze aus dem Boden. Was für ein Glücksfund! Mein Herz klopft in Befriedigung einer zur Sucht gewordenen Sammelleidenschaft. Ehrfurchtsvoll begutachte ich sie von allen Seiten. Die Rinde auf dem Rücken ist bifazial partial wegretuschiert, an der Basis ist ein schmaler Steg belassen als

Plattform für den trennenden Abschlag vom Kern, während ventralseitig keine weitere Behandlung mehr erforderlich war, weil die trennenden Kraftlinien gradlinig zu Spitze verlaufen. Das perfekte Werk eines Spezialisten, der sein Handwerk verstand. Das letzte Zeugnis eines karibischen Volkes, das im Holocaust der spanischen Kolonialisten unterging, ohne dass sich für den Völkermord irgendjemand verantwortlich zeigt.

Auf meinem weiteren Weg bergauf

taucht vor mir unter der Überlandleitung, die im regen Passatwind einen sirrenden Ton von sich gibt, ein zweirädriger Holzkarren auf, gezogen von zwei Büffeln, deren Köpfe ein Pferch zusammen zurrt. Auf dem Karren hockt - gekrümmt unter dem Zug der Zügel - eine Gestalt, mit einem großen Sombrero und in einem sackähnlichen Poncho aus dem dicken Filz aus Schafshaut, wie sie die Hirten in der Gegend tragen. Das plötzliche Zusammentreffen hier oben in der Einsamkeit überfordert mich. Soll ich es auf eine Konfrontation ankommen lassen? Er oder ich? Ich verlangsame meine Schritte, um mir Zeit zum Überlegen zu geben. Aber bevor ich das Gefährt erreiche, wird mir meine Entscheidung genommen. Der Karren biegt nach rechts ab, während ich den linken Weg hinab zum Seboruco-Bach wähle, den eine Brücke überquert. Es geht auf dem breiten Weg steil herab und ich muss aufpassen, dass ich in dem Geröll nicht ausrutsche. Dazu dient mir der lange Stock, den ich vor mir in den Boden stoße, um mir Halt zu geben.

Warum verhalte ich mich so verängstigt und scheu?

Warum suche ich nicht ein normales Gespräch mit dem Hirten? Weil ich als Fremder in einer fremden Gegend kein gleichberechtigtes Gespräch führen kann, weil es asymmetrisch wäre, er der Einheimische, ich der Zu-spät-Gekommene? Ich bin kein Fremder. Im Gegenteil. Mit der Spitze, die ich in meiner tiefgründigen Hosentasche spüre, halte ich mich für den Überlegenen. Ich kenne mich hier besser aus als die meisten Einheimischen. Jedes Stück Erde habe ich auf stundenlangen Wanderungen gemustert, wie die Geier, die ihre Kreise über mich ziehen und in den scharfen, heißen Windböen hin und her torkeln. Nein, ich bin kein Fremder. Als Archäologe greife ich weit in die Vergangenheit zurück, weiter als alle anderen.

Der Bach ist zu einem Rinnsal verkümmert.

Er wird gespeist von dem kleinen Stausee, dessen Wasserspiegel in der Trockenheit ebenfalls gesunken ist, aber immer noch genug Wasser in den Kanal abgeben kann, der vierhundert Kilometer weiter nach Westen reicht, um die Wasserversorgung in Mittelkuba zu verbessern. Hinter dem Bach steigt der Weg wieder an. Diesmal dient der Stock dazu, vor dem Aufsteigenden in die Erde gestoßen zu werden, um die Beine zu entlasten. Es beginnt nun die Zeit, die ich befürchtet habe. Was für ein Leben! Der Rücken beginnt seinen Schmerz nach einer Stunde Wanderung. Planmäßig. Die Wirbelsäule staucht sich unter den Schritten, die kissenartigen, geleeartigen Knorpel zwischen den Knochen haben in dem austrocknenden Körper ihr Wasser verloren, ich büße drei Zentimeter Höhe ein. An einem Punkt, den ich mir bei vorangegangenen Wanderungen gut gemerkt habe, schlüpfte ich durch ein kleines Pflanzentor. Vor mir tut sich ein Pfad auf, der mich durch eine alte baumlose Weide zur Loma führt, dem

ersten Friedhof der toten Bäume.

Ein wüstes Bild bietet sich auf der Kuppe, über den die Brise des Nord-Ost-Passats geht. Um einen Riesen von Baum, den der Hurrikan Sandy vor zwei Jahren umgeworfen hat, liegen andere kleinere Bäume und einige Palmenstämme. Der Riese hat im Fallen mit seinen Wurzeln eine zehn Quadratmeter große Sand-Scheibe aus dem Boden gerissen. Aber nicht gänzlich. An einem Ende der Scheibe saugen noch einige strähnige Wurzeln Leben aus dem Boden und versorgen einige Äste, aus denen frische Blätter sprießen. Eine missliche Lage: Weniger Leben als Tod. Wie lange soll dieses noch gehen, dieses weder- noch und doch schon? Unter einem kleinen schiefen Baum lege ich mich in seinem Schatten hin. Kein einfaches Unterfangen. Die Annäherung an den Boden muss gut vorbereitet werden. Die linke Hand umfasst den Stock in der Mitte, mit der rechten stütze ich mich an einem Stein ab und gleite – nein falle mit dem Körper auf den Boden. Als ich in Rückenlage komme, gibt es den bekannten Knacks in der Wirbelsäule. Ich bin wieder um drei Zentimeter gewachsen, der

Schmerz im Rücken lässt nach, ich schließe die Augen und öffne sie wieder. Über mich spannt sich der schiefe Stamm des Baumes, durch dessen windbewegten Blätter die Sonne blinkt, die ab und zu Wolken verdecken.

So liege ich einige Minuten im Gras, regungslos, werde zu einem der Bäume, aus meiner Nase beginnt ein Kraut zu sprießen, die Fingerspitzen wachsen in den Boden und verankern sich. Nur noch eine kurze Zeit, dann verlässt die letzte Kraft den Körper. Wenn ich mich jetzt nicht aufrichte, schaffe ich es nie mehr, dann werde ich zur Beute der Geier, die engere Kreise um mich ziehen. Mit der einen Hand umfasse ich den Stock in der Mitte, mit der anderen stütze ich mich an dem Steinblock ab, den ich vor meinem Fallen mir zu diesem Zweck an meiner Seite ausgesucht habe, und stemme mich mit beiden Armen in die Höhe. In diesen kritischen Augenblicken kommt es auf die angewinkelten Oberschenkel an, ob in ihnen noch genügend Kraft für die nötige Hebelwirkung ist, um den Oberkörper in eine aufrechte Position zu bringen.

Dann stehe ich wieder.

Es ist nicht so, dass es mir schlecht geht. Vor einem halben Jahr ging es mir schlecht, als ich nachts die Wendel-Treppe zu meinem Obergeschoss vor lauter Schmerz nur noch mit dem Rest der Kraft in meinen Armen mich hoch angeln konnte. Osteoporose im Schulterbereich lautete die Diagnose, und der Verdacht auf den Anbruch eines Nackenwirbels. Letzteres Horrorszenarium einer Querschnittslähmung konnte durch ein Röntgenbild ausgeräumt werden, ersteres war irreparabel. Da half nur noch die Schmerzbekämpfung, die Wochen und Monate auf der Suche nach dem geeigneten Schmerzmittel kostete, die mich abmagern ließ. Zuerst verschwand der Bauch, im Stehen wurden die Zehen wieder unter meinem Bauch sichtbar, was ich noch mit Befriedigung verfolgte, dann schrumpften die Muskeln. Bevor ich bettlägerig wurde, war endlich das geeignete Mittel gefunden: Fentanyl-1 A Pharma 25 mg/h, das gute, alte Opium in der höchsten Dosis, den Schmerzpunkten im Körper vermittelt über ein Matrixpflaster, das auf die Haut geklebt wurde, mit einer Reichweite von 72 Stunden.

Opeides.

Bis heute in der deutschen Ärzteschaft ein Schreckenswort. Keine Erinnerung mehr an die Jahrhundertwende, als in den großbürgerlichen Haushalten Opium zu den gewöhnlichen Konsummitteln gehörte, vielleicht auch in dem Haushalt von Karl Marx, für den die Religion das Opium des gemeinen Volkes war. Kein Bezug auch zu dem Reichsjäger- und Forstmeister sowie anerkannten Morphinisten seit seiner Jagdfliegerei im Ersten Weltkrieg, Herrmann Göring, der, am 5. Mai 1945 von den Amerikanern in der Obersteiermark gefasst, seiner Orden entledigt wurde, von diesem Tage an auf Null gesetzt keine Entzugserscheinungen hatte und zur physischen und psychischen Hochform in den Nürnberger Prozessen auflief, bis er seine Giftkapsel schluckte. Und in dem Fall eines alten Mannes?

Was sollte eine nichtexistierende Suchtgefahr bei ihm oder er als Verderber der Jugend an Schaden anrichten? Dennoch sind Ärzteschaft und Staat um das allgemeine Volkswohl besorgt und treffen ihre Vorsichtsmaßnahmen unter erschwerten Bedingungen bei der Ausstellung von Rezepten und stellen besondere Regelungen bei der Entsorgung der Pflaster auf. Es könnte sein, so die Besorgnis, dass Junkies die gebrauchten Pflaster sammeln, sie auskochen und sich für einen Trip injizieren. Wer einen solchen Unsinn sich ausdenkt, steht selber unter Drogen.

Vorsichtig setze ich ein Bein nach dem anderen, keine Schmerzen mehr aber weiter Beklemmungen des Skeletts, wenn es mit den unkoordinierten Bewegungen und Reibungen der Hunderten von Knochen und Knöchelchen im Körper in den Ohren knirscht und kracht, ein Lärm, wie der Totentanz von Michael Jackson auf dem Friedhof, dass einer taub werden kann, bis die meisten Knochen, Sehnen und Muskeln wieder aufeinander eingespielt sind, und der Lärm verebbt.

Bevor mich die Angst befällt, mache ich ein Foto und laufe ich die graue Weide herunter, unter einem rötlichen Himmel, wie ich nachträglich im Bild des Fotos feststelle. Auf der Flucht – vor was? – um solche Fragen zu klären, habe

ich keine Zeit. Zur Ruhe komme ich erst, als ich auf einer grünen Wiese am Mayari-Fluss stehe, auf dem friedlich ein Kälbchen grasst. Ab dann setzt die Erinnerung aus. Ein Filmriss könnte man sagen, wenn nicht meine Clips im Fotoapparat eine Digital-Technik aufweisen, mit der ein Film nicht reißen kann. Oder ein Riss in Zeit und Raum, in unserer Zeit und unserem Raum wie Kosmologen meinen. Eine gefährliche Sache. Man fällt aus der Dieszeit heraus, durchbricht eine hauchdünne Membrane, um einen Millimeter weiter in eine zweite Welt zu rutschen, eine von den vielen anderen Welten, von denen die Gravitationswellen zeugen könnten. Die Erinnerung beginnt erst wieder langsam einzusetzen, als ich auf dem Asphalt entlang trotte, die Riemen der Sandalen sind locker eingestellt, um ihr Durchscheuern der Haut zu vermeiden. Die senkrecht stehende Sonne wirft die Hitze wie einen Spiegel zurück. Ich bin noch nicht ganz bei mir. Es entsteht die Halluzination eines Mannes, der vor mir entlang schlurft, zum Schutz vor der Sonne einen Lumpen über den Kopf gezogen hat und an einer Schnur eine dürre Zicke hält, die jämmerlich schreit.

Später behauptet meine Frau: Das ist der Bruder meiner Oma, und er isst Katzen.

Katzen? frage ich ungläubig. Und Ratten?

Nein, sagt sie. Er isst auch keine Hunde.

Zu meinen Sinnen komme ich wieder, als ich auf den zweiten Friedhof der Bäume stoße, nahe eines Baches, der ein paar Kilometer flussabwärts in den Fluss Mayari mündet. Diesmal ist es ein Wasserbaum, dessen gewölbter unterer Teil, sein Bauch, ursprünglich mit Wasser für trockene Zeiten gefüllt war. Dieser Hohlraum war die Schwächestelle des Baumes, an der er einen Meter über dem Boden zerbrach. An verschiedenen Stellen seines Körpers wurde Feuer angelegt, ohne Erfolg. So rottet er vor sich hin, bar aller Blätter, in einzelne Äste zerlegt, die sich weit in das benachbarte Feld ausbreiten. Der Hohlraum ist weit geöffnet, so dass es den Anschein hat, als sei es das weit aufgerissene Maul eines Raub-Wales, der noch im Tod Fische verschlingen will.

Ich setze mich auf einen meterdicken Ast, lasse links und rechts die Beine baumeln, und mit dem Stab in der Hand lasse ich mich mit einem Ruck, der nicht zu heftig ausfallen darf, nach hinten fallen, so dass der Hinterkopf die Rinde berührt. Eine Routine, in der ich geübt bin. Auf dem schmalen Liegegrat des Astes ist das Ausbalancieren schwierig, um nicht herunter zu fallen. Näher kann man einem toten Baum nicht kommen. Ich könnte noch durch sein Maul in sein Inneres kriechen, aber ich würde mich mit der weißen Asche beschmieren, die von dem vergeblichen Bemühen einer Einäscherungszeremonie zeugt.

Eins mit dem toten Baum sein,
Eins mit seiner Ruhe, seiner Hingabe an seinem Schicksal! Aber etwas stört mich. Mit einem Schwung der Beine und dem Druck des Stockes bringe ich mich wieder in die Sitzlage und sehe einen Mann mit bloßem Oberkörper in einiger Entfernung vom Feld zielstrebig zum Bach streben, den ich mir als nächstes Ziel gesetzt hatte. Ich schwinge das andere Bein über den Baumstamm – so viel Energie muss schon noch vorhanden sein – und überlege, was zu tun ist. Mein kurzer Weg entlang des Baches ist versperrt. Ich kann es nicht darauf ankommen lassen, mit meiner Geldkatze um die Schulter mich in ungeschütztes Terrain zu begeben. In dem Schulterbeutel ist zwar nur mein Pass, zu dessen ständiges Tragen mich der Chef des Innenministeriums verdonnert hat. Aber sein dürftiger Inhalt ist von außen nicht zu erkennen. Er könnte auch einen durchschnittlichen kubanischen Jahresverdienst von 100 KUK enthalten. Die Bäume sind zwar meine Freunde, aber wirkungslos gegen Wegelagerer und Halunken. Sie können mächtig sein, eine bestimmende Bedeutung ausstrahlen, aber ihre Standfestigkeit ist zugleich ihr Handikap.

Vor meinem inneren Auge lasse ich eine Landkarte entstehen, die nur wichtigsten Merkmale der Gegend abzeichnet: die Wege, die Pfade in der korrekten Nord-Südrichtung geordnet und den Bach, der mir als allgemeine Richtmarke für meinen Weg dient. Es hilft nichts. Ich muss wieder ein Stück zurück, entlang des

Baches, dann den nächsten rechtwinkligen Weg zur Hauptstraße nehmen und auf ihr das dritte Viertel abgehen, bis ich - wieder einen Haken schlagend – zum Bach zurück komme, das Viereck vollende, korrekt aber umständlich und zeitaufreibend. Aber so kann ich möglichen Konflikten meines Lebens aus dem Weg gehen. Zur Hilfe kommt mir, dass auf dem Weg zurück über den Büschen ein Sonnenschirm auftaucht, das Zeichen einer Frau, die auf einem dünnen Stamm über den Bach balanciert und der Hautstraße zustrebt. Einen harmlosen Menschen in meiner Nähe zu haben, beruhigt. Von dem Mann ist nichts zu sehen, was nichts sagen will. Nachher, als ich das letzte Viertel abgehe, taucht er wieder auf, hinter einem Pflug, den ein Ochse zieht.

Ein älterer Mann auf dem Fahrrad überholt mich, hält an und wartet auf mich, bis ich auf seiner Höhe bin. Er stellt sich als einen der vielen Primos meiner Frau vor und hat mich vor sieben Jahren als Ausgräber in der Seboruco-Höhle kennen gelernt, woran ich mich nicht mehr erinnern kann. Wir tauschen Artigkeiten über Jiménez aus, als Vizekultusminister auch zuständig für Ausgrabungen. ein Mann mit hohem Ansehen bei Fidel, aber ein katastrophaler Archäologe, der viele Ablagerungen in Höhlen zerstört hat. Auch wegen solcher Zufallsbekanntschaften bewege ich mich mit meinem Stab durch die Landschaft und sammle auf meinem Weg wie ein Pilger auf dem Weg nach Compostela Menschen, die das Leben bereichern, wie den jungen Pastor in der Methodisten-Kirche hoch über Mayari, der erst vor ein paar Wochen aus der Provinz Granma hierher mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn versetzt worden ist, ein brennender Gläubiger und zugleich Wissender seiner Sache, der das höchstpersönliche evangelisierende Erlebnis mit Gott mit einer obskuren Wissenschaft amerikanischer Professoren über das Zeugnis von Jesus in uralten Papyri und Pergamenten verbindet, während ich mein Grundwissen aus der Lüneburger protestantischen Zeit hervor krame, wo Oberkonsistorialräte, eingezwängt in ihren weißen Halskrausen, uns Elitelymnasiasten auf dem Johanneum beibrachten, dass allein der Glaube an Gott zählt und nicht die Wissenschaft. Ein absolutes Wissen über Gott würde mit dem Glauben aufräumen. Aber so sind sie, die Amerikaner. Sie verbinden ihre positivistische Ratio mit heilserweckenden Erlebnissen. Mit beidem meinen sie auf der sicheren Seite des amerikanischen Kapitalismus zu stehen: mit dem Evangelium des gottgewollten Imperiums und einer wissenschaftlichen Beweislegung, die die Bonität der Bilanz von General Motors hat. Dass ein Kubaner sich die Sache zu Eigen macht, ist aus seiner Sicht nur verständlich: Er hat Glauben genug, aber ihm fehlt die kapitalistische Ratio.

Es geht nicht nur um Bäume, es geht um Menschen. Der Titel dieses Essays könnte auch „Von Menschen und Bäumen“ heißen. Aus dem Gegenüber, der nicht gegensätzlich sein muss, leben etliche Essays. John Steinbecks: Of mice and men, Von Mäusen und Menschen, oder Hemingways: Der alte Mann und das Meer. Was können wir Menschen von Bäumen lernen? Der Baum ist der wichtigste Repräsentant der Natur. Er steht auf der vegetabilen Seite für die Natur. Wir können von ihm seine Standfestigkeit, seine Geduld mit sich, seiner vegetabilen Integrität lernen. Er hat nicht die Ungeduld eines Kindes, das sich unter die Messlatte stellt, um sein Wachstum Zentimeter um Zentimeter zu studieren. Er lehrt uns ein Teil der Bioethik, die Demut gegenüber der Langsamkeit des Wachsens, dem Größerwerden, dem Respekt vor der Natur, und hier in dieser Gegend, wo ich herumstreiche, bekommt er auch die Gelegenheit dazu.

Die Nordküste der Insel

lässt sich in drei Teile untergliedern: den Küstenteil, wo Mensch und Baum eng zusammen in einer Symbiose leben, wo die Bäume vereinzelt oder in kleinen Gruppen in den Feldern stehen und zu Riesen heran wachsen. Wo der menschenleere gebirgige Teil beginnt, bis zu fünfhundert Meter Höhe, existiert eine nahezu undurchdringliche Verfilzung von dichter Vegetation, von armdicken bis zu einem Meter dicken Bäumen, umgeben von Verbuschungen. Ab fünfhundert bis zu ein Tausend Meter herrscht der Pinienwald vor, der mediterranen Kiefer ähnlich, reglementiert durch eine funktionierende Forstwirtschaft, die für geregelte Abholungen und Wiederaufforstung sorgt, ganz im Gegensatz zum abgeholzten Haiti gleich nebenan.

Die funktionale Orientierung des Baumes auf den Menschen

ist unübersehbar. In dem Küstenstreifen bis 20 Kilometer landeinwärts wachsen die Methusaleme, die heute nur als Schattenspender für Ziege und Mensch nützlich sind. Deren Holz ist zu hart, um als Feuerholz zu dienen. Sie entwickeln sich ungestört von Menschen. Diese haben Jahrhunderte lang gelernt, an sie keine Ansprüche besondere Art zu stellen. Sie sterben einen natürlichen, durch die Natur vorgegebenen Tod, meistens durch die Killerhurrikans, die sich durch den Klimawandel häufen. An den durch Sandy gefällten uralten Bäumen kann man ablesen, dass sie mit dem hübschen Mädchennamen der schlimmste gewesen sein muss, weil die Bäume alle vorangegangene, auch Ike, überlebt haben. In dem Augenblick ihres Todes, im Fallen, explodiert die in ihnen seit Jahrhunderten gespeicherte Gravitation, die gemächlich in den Jahren sich in ihrem Höhenwachstum angesammelt hat. Die Palmen nicht zu vergessen. Wo sie im Augenblick auf dem Boden aufschlagen, zerschlagen sie unter sich alles.

So erging es uns, meiner Frau und mir, als der knorrige Baum im Garten auf den Giebel unseres Hauses stürzte. Er hätte Schlimmeres anstellen können, als die bloße Zertrümmerung von ein paar Bohlenbrettern im First. Zu unserem Glück stürzten sich zugleich mehrere dicke Äste auf andere Teile unserer Wetterfront. Deren Wucht verteilte sich, die Wand hielt stand und die Äste wiederum hinderten den Baumstamm, unseren First und das erst ein paar Wochen vorher mit Faserzement eingedeckte Dach zu durchschlagen. Die Palmen hingegen strecken sich makellos, elegant und schlank, in die Höhe, bis zu ihrem Palmenwedel. Wo sie niederstürzen, so wie in der Innenstadt, durchschlagen sie alle Stockwerke bis in den Keller, was einigen Bewohnern das Leben kostete. Die Stadtverwaltung rächte sich gegen die Naturgewalt auf ihre Weise, indem sie alle Straßenbäume umsägen ließ, so dass ich traurigen Auges über die flachen Stümpfe steigen muss.

Dies ließ mich auf die Idee bringen, mir das Verhältnis der Standorte der Bäume plus Palmen zu den Häusern anzuschauen. Kann man eine Gesetzmäßigkeit erkennen? Und mein Verdacht bestätigte sich: Wo sich in den Standorten der älteren Häuser eine lange Erfahrung ablesen lässt, haben die Hausbauer in den meisten Fällen die mögliche Fallrichtung und Fall-Länge der Bäume in Relation zu den Häusern richtig eingeschätzt. Bei jüngeren Häusern ist dies weniger der Fall. Am besten ist dieser Zusammenhang auf der Loma zu besichtigen, dem ersten Friedhof meines Rundganges. Der Alte hockte unbeschadet in seinem Haus, während um ihn die Welt einstürzte. Ist also das Verhältnis zwischen Baum und Mensch nicht so harmlos, wie es den Anschein hat? Werden nicht bei den atlantischen Sturmtiefs ganze Regionen in Deutschland verwüstet, so wie das atlantische Tief Ende März 2015, von dem ich gerüchteweise gehört habe? Weitere Frage: Ist also das mörderische Verhalten fallender Bäume als Rache wegen des menschenverursachten Klimawandels zu verstehen, der verantwortlich ist für ihren Tod? Fördert also die Logik der vegetalen Naturmacht aus sich heraus eine eigene Ökoethik, die sie der menschlichen entgegenstellen? Hat also die Natur den Menschen den Krieg erklärt?

Die zweite Zone gibt mir Rätsel auf.

Wo sich das vulkanische Orpholithengesteins zu steilen Hängen auftürmt, unterbrochen durch schmale Täler und einige Hochflächen findet man keine hohen Bäume, von einigen Inseln mit Palmen abgesehen, die von einer früheren Besiedlung zeugen. Durch das Gebüsch wühlen sich tunnelartige Pfade, die irgendwo in Sackgassen umgestürzter Bäume enden. Es sind Wirtschaftswege für Sammler von Pfosten, Stangen, Pfähle, die zum Hausbau und für Zäune genutzt werden. Hier dominiert der Schwung der scharfgeschliffenen Machete aus dem Handgelenk, die sich Bahn zu den verwertbaren Hölzern verschafft. Vor der grünen verfilzten Wand sind die internen Verwüstungen von außen nicht sichtbar, wo Sandy im Gestrüpp fürchterlich gehaust und die Unordnung zum Chaos gemacht hat. Die ab und zu anzutreffenden Palmen sind im Gestrüpp nicht betretbar, was sie früher einmal gewesen sein müssen. Um ihre Früchte für die Schweinemast auf zu sammeln, musste es um die bauchigen Palmen, die der Schweinemast dienten, und deren Nützlichkeit für die Bauern wichtiger war als die ästhetische Schönheit der Königs- und Kokospalmen, ein Stück freies Land gegeben haben, das nun vom Dschungel wieder überwuchert worden ist. Es handelt sich um einen Sekundärwald, ähnlich dem im Mayagebiet von Yucatan, einstmals von Menschen besiedelt, wenn auch auf Hochflächen begrenzt. Ab und zu wütet in extremen Trockenzeiten eine Feuerwalze durch das Gestrüpp,

angefacht durch einen starken Passatwind. Eine solche Feuerwalze, die sich auf unser Haus zubewegte, das an der Grenze der zweiten Zone steht, habe ich vor Jahren erlebt. Die Funken fliegen über Hunderte von Metern und überspringen breite Wege und Schneisen. Nisten sie sich in die alten Palmendächer weit hinter der Feuerfront ein, brennen diese ab. Die Umrüstung der Dächer auf gewellte Faser-Zementdecken dient nicht nur der größeren Hygiene und Stabilität sondern auch dem Feuerschutz. Gerettet hat uns damals die große Überlandleitung, die sich über dem Gebüsch südlich von unserem Haus entlang zieht. Sie wurde durch die Feuerwalze bedroht und deshalb mit allem, was der kubanische Staat an Wasserflugzeugen, Hubschraubern, Militär und Feuerwehren aufzubieten hatte, erfolgreich geschützt.

Das Fehlen der großen Bäume in der zweiten Zone ist vielleicht darauf zurück zu führen, dass die Tainos, über die Inselbrücke der Antillen von Venezuela kommend, das Innere der Bäume zu Kanus aushöhlten, um von einer Insel zur nächsten zu springen. Von der Westspitze Kubas bis zur Maya-Hochkultur in Yucatan brauchten sie schätzungsweise weniger als drei Tage (und Nächte), so dass ein Kulturaustausch denkbar, und in der Banes-Region in den Figurinen aus Gold nachweisbar ist. Im dortigen Museum finden sich Zeugnisse der indianischen Neigung zu realistisch überzogenen figürlichen Darstellungen, zu grotesken Tier-Mensch-Verbindungen, zu einer Kultur, die von einer Einheit des Menschen mit der Natur ausging. Dass die spanischen Kolonialisten später für ihren Schiffsbau und Reparaturen in dieser Region mit Kahlschlag wüteten, ist nicht nachweisbar. Es existieren am Mayari-Ufer zum Nipe Golf keine Spuren von kolonialen Werften.

Die dritte Zone ist der Pinienwald, eine vom Menschen kontrollierte Naturambiente auf den Anhöhen, ursprünglich endemisch, dann auf Bewirtschaftung zur Bauholzgewinnung getrimmt, wo ein freies Ausleben der Bäume nicht möglich ist. Der schrill-singende Ton ist ihr Todesschrei, wenn die Bäume durch Sägeblätter zerteilt werden, deren grässlicher Tod durch die menschliche Ästhetik gemildert wird, wenn ihre harzig-duftende, rötlich-braune innere Schönheit freigelegt wird. Da die abgeholzten Regionen wieder aufgeforstet werden, haben wir eine Mensch-Natur-Beziehung wie bei den Haustieren und den Kulturpflanzen. Sie werden zum Leben durch den Menschen erweckt, um ihnen zu dienen, ein Sklavendasein, nicht vergleichbar mit dem freien Leben der Bäume in Küstennähe.

In der Nähe meines Hauses näherte ich mich dem dritten Friedhof, zwanzig Palmen auf freiem Feld übereinander gefallen, daneben die Stümpfe von den Palmen, die nicht mit dem feinstrohigen Wurzelwerk aus dem Boden gehoben worden sind, sondern die in verschiedenen Höhen zerbrochen sind. Einige Palmenstämme ragen weit in die Höhe, die ihren Palmwedel, ihren Kopf, verloren haben, während der Körper als toter Torso in den Himmel ragt, ein trostloser Anblick. Was bei Laubbäumen seinen Sinn hat, sich rasch zu Beginn des Hurrikans des Blätterdaches zu entledigen, um weniger Luftwiderstand zu bieten und auf diese Weise zu überleben, ist für Palmen der Todesweg: Geköpft, kann man noch einige Zeit aufrecht stehen, bis man fällt. Der Friedhof als Zeuge eines Gemetzels eines Augenblicks, als Sandy über sie hinweg raste. Der Hurrikan kam nicht nur mit Orkanwinden, sondern schleppte mit sich einen Fächer von Millionen Tonnen von Wasser, das er auf dem kurzen Weg von Jamaika nach Kuba aus dem Meer aufsog. Zudem hatte er gerade die Tausend Meter Höhe des Pinares-Gebirges überwunden und fiel nun, der Schwerkraft und der Föhnwirkung folgend, auf den Boden der Nordküste, zusätzlich Energien freisetzend, so dass der Hurrikan sich von der Stufe eins zur Stufe drei hoch stufte zur Überraschung aller, der schlaunen professionellen Prognostiker, die sich verkalkuliert hatten, der bereit stehenden Rettungskräften und der Bevölkerung. Die Familie meiner Frau floh zuerst aus dem Haus der Mutter, als das Dach wegflog, in das Haus der Tante bis alle erschöpft und mit ihren Nerven am Ende in unserem Haus Rettung fanden.

Endlich taucht unser Haus auf.

All die Spannungen, die sich in den letzten Stunden in mir aufgestaut hatten, weichen einem Gefühl der Erleichterung, der Freude, der wiedergewonnenen Sicherheit. Es ist wie der Anblick der

Wildenseehütte nach einer langen Tagestour auf Skiern. Aber hier braucht es nicht mühsam im großen Herd Feuer anzuzünden und das Schneewasser zu schmelzen. Hier gibt es kein Innen und Außen, hier muss nicht die lebenswichtige Wärme für den Abend in einem hermetisch abgedichteten Raum gespeichert zu werden, gegen die Kälte des Außen, wenn die März-Sonne hinter dem Hallstadtgletscher untergegangen ist. Die Fensterluken stehen weit offen, und ich werde schon erwartet, von Seguidor, dem Höllenhund, - was meine Frau schlau vom lateinischen Verb sequi – folgen – abgeleitet hat. Erwartet werde ich von Katja und ihrer Mutter, die seit Jahren unverdienter Maßen den Namen „Alcoolica“ trägt, die im Portal vor der Hütte sitzen und den mosquitofreien Abend genießen. Seguidor streckt neugierig seine Nase zu mir hoch. Ausgerechnet dem verspieltsten Wesen, dem Ungehorsamsten, der mit seinen Zähnen lange Bahnen in die Haut meiner Beine ritzt, hat meine Frau den Namen des Folgsamen gegeben. Für sein Temperament kann der Mischling nichts. In ihm wütet das Animalische. Deshalb sagt meine Frau ständig „insoportable“! Das Gegenteil von insuperable. Er hat den Leib eines Hundes und den Kopf einer Fledermaus, einem murciélago, ein unmögliches Wort im Spanischen, an das ich mich manchmal erinnern kann, zu Beginn ein M, wie Murx, und in der Mitte ein Akzent, ein Diphthong, das aber trotz sprachlicher Eselsbrücken aus meinem Gedächtnis verschwindet. Die griechischen Lehnwörter im Spanischen sind die schwierigsten, kurzum der Hund ist ein diabolischer Murx, eine unmögliche Kombination von Fledermaus und Hund, das sich nur die Hölle ausdenken kann, einer, der als Ausgeburt der Hölle der Hölle folgen muss, ein Höllenhund. Deshalb hat er auch alle von Dieben ausgelegtes Giftmaterial, an dem andere wie Toqui, Luna starben, überlebt. Die Diebe wollten unsere Früchte der Felder wie Yuca, Patata, Tomates, Pigmento ungestört nachts rauben, nur Seguidor brachte genügend Robustheit auf, sie zu verbellen, so dass sie das Weite suchten. Ich hege den Verdacht, dass das ausgelegte Gift seine Nahrung ist.

Am nächsten Tag, es ist ein Sonntag, besuchen meine Frau und ich das Grab ihres Vaters und hinterlegen einen Strauß mit roten Blüten. Die kubanischen Friedhöfe sind von Spanien geprägt, viel weißer Marmor, in den kastenförmigen Kammern ruhen die Toten, privat, versteckt vor neugierigen Blicken über ihren Verwesungszustand, es steht der Phantasie frei, sich Vorstellungen zu machen, wie es intern aussieht. Die Blicke prallen an dem nackten Marmor ab, durchdringen nicht deren Wand in das Dunkle, bleiben an obskuren Namenslettern hängen, die im Marmor eingemeißelt sind. Die toten Bäume ruhen öffentlich, sie haben nichts zu verbergen, sie schämen sich nicht, ihr Inneres zu offenbaren, das Abblättern der Schale, die die Palmen umhüllen, die Freilegung ihrer feinen inneren Faserstruktur, an denen die Baumpilze ansetzen, um mit ihren Sporen die Zersetzung zu beschleunigen. Das unbefangene öffentliche Freisetzen von sich zersetzenden Leichenteilen endet mit den Präparatoren der Aufklärung in der Zuschaustellung einer Obduktion durch Dr. Tulp in dem bekannten Gemälde von Rembrandt. Seitdem wird das Leichentuch über die Toten gelegt, und selbst Jesus körperliche Zersetzung am Kreuz wird in der Kunst zurückhaltend mit dem Probe-Stich einer Lanze unterhalb seiner Rippen durch einen römischen Soldaten dokumentiert, um aus der Konsistenz des Blutes den Zustand des Gekreuzigten zu erkennen. Sterben und Tod wird in der modernen Zeit als Skandal der Lebenden verstanden, als Tabu.

Tod, Totem, Tabu.

Der Tod war nicht immer ein Skandal.

In Zeiten einer hohen Sterblichkeit, also vor der Industrialisierung, konnte man sich den Tod als Skandal gar nicht leisten. Der Skandal wäre ein dauerhafter Zustand gewesen, er hätte jede Lebensfreude genommen. Der Tod war der Nachbar von nebenan, der mich jederzeit besuchen konnte. Wenn heute jemand stirbt, nennen wir ihn Uwe, hat er den Tod selber herbei geführt, hat er mit seiner Zigarettenqualmerei Selbstmord begangen, ist er an sich schuldig geworden. Nie konnte er das Alter eines alten Baumes erreichen. Und selbst ich, der außer seiner Sauferei gesund lebt, bringt es baummäßig zu einem 45-Zentimeter-Prügel und nicht mehr.

Der Totempfahl aus einem großen Ahornbaum geschnitzt,

stellte die gottähnlichen Ahnen der Dakota-Indianer Kanadas dar, die innigste Verbindung von Mensch, Gott und Baum. Die großen, von Blitzbahnen gezeichneten Eichen, waren der Sitz des Donnergottes Donar der germanischen Stämme, ein Baum als der härteste Rivale gegen den Leichnam Jesus Christus, dessen Kreuz aus der libanesischen Zedern zugeschnitten war, dem vornehmsten Holz seiner Zeit. Aus der Rinde der Buchen wurden die Runen geschnitzt, die ersten literarischen Zeichen barbarischer Stämme an Weser und Elbe. Das Wort Buchstabe ist die letzte Erinnerung an diese Zeit vor dem Cyberspace. Der Text wird müder und matter. Zehn Seiten sind genug.

Dem nächsten Essay werde ich etwas Leichteres widmen.

Ich kenne auch schon die Überschrift:

„Das Sterben der Wolken am kubanischen Himmel“. Wenn ich, hingestreckt auf einem weichen Boden, um den schmerzenden Rücken zu besänftigen, sehe ich sie über mir über den Bäumen hinweg ziehen: weiße, bauchige, luftige Wesen wie Elefen, ständig ihre Form wechselnd, aus Elefanten werden Zebras, aus Kopfkissen Betttücher. Sich mit etwas Luftigem zu beschäftigen, bekommt dem Text. Er ist nicht mehr beladen von der Gedanken Last. Die Gedanken schweben hinauf ins Blaue, gesellen sich zu den Wolken, durchtauchen sie und spielen mit ihnen, wenn nicht das zweimotorige Nachmittagsflugzeug, eine Iljuschin aus alten Zeiten, auf dem Weg von Baracoa nach Havanna an der Küstenlinie vorbei brummt, wie eine dicke Hummel aus den Schluchten des Arroyo seco.

Fragen an den Baum

Baum. Was fühltest Du, als der Hurrikan dich packte?

Baum. Wie lange hieltest Du stand,
während der Wind in deine Krone fuhr, und sein Druck an Deinen Wurzeln zerzte?

Baum. Als Du fielst,
war es eine Erlösung,
von Deinen Schmerzen im Stamm befreit zu sein von dem,
was Dich schon seit Jahren plagte,
als Du immer höher hinaus wolltest?

Baum. Du hättest wissen müssen:

Du hättest mit Deinen Ästen den Himmel nie erreichen können.

Auch Du endkommst nicht Deinem Ende.

Wenn Du gefällt bist und Dich nicht mehr erheben kannst.

Dann nagen die Würmer an Dir und legen deinen Mark frei.

Dann zersetzen die Pilze deine Fasern bis du wieder Eins bist mit der Erde.

Baum, tröste Dich!

Du bist nicht allein mit Deinem Schicksal

An den Leser

Die literarischen Fragmente stellen die textliche Erläuterungen der gleichlautenden Powerpoint-Präsentation von rund 35 Fotos dar und sind ebenfalls auf der privaten Homepageabgespeichert. Vielleicht füge ich – wenn ich die Zeit habe – Fotos und Fragmente zu einem Word-Text zusammen.

Gerd Elvers

Erste Woche im April 2015

Mayari Kuba

